

# Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(Schluß)

Der kleine Mann schüttelte den Kopf und murmelte:  
„Abwarten wäre klüger gewesen.“  
„Gewiß, doch wer sollte Fontanilles unter der Verkleidung erkennen?“  
„Weiß man je, was einem zustoßen kann?“

„Bis jetzt bin ich ganz unbeforgt; mein verdächtiges Gesicht ist mir begegnet, und wir brauchen uns also nur auf den Weg zu machen.“

Mit diesen Worten wollte der Edelmann sein Pferd nach der Richtung des Gehörganges von Larcay ansprechen, doch Perchevin rief:  
„Wie, Herr Marquis, anstatt zurückzutreten, wollen Sie daran denken?“  
„Ich will“, versetzte Fontanilles, „unserem Gefangenen einen Besuch abstatten.“

Dann fuhr er höhnlachend fort:  
„Ich bin neugierig, sein Gesicht zu sehen.“  
„Und wenn einer meiner Leute Sie erkennt?“ warf Perchevin ein.

„Aber, mein Freund, was Du mir sagst, ist ja kindisch“, versetzte der Marquis in ungeduldigem Tone, „war es nicht abgemacht, daß alle diese Leute ihre kleinen Geheimnisse nur den Fischen der Loire erzählen sollten?“  
„Gewiß, Herr Marquis, alle meine Vorkehrungen dazu sind getroffen, kein einziger der Augenblicke kann entweichen.“

„Du siehst also, Perchevin, daß Deine Vorurteile übertrieben sind.“

Gerade in diesem Augenblick erhob der kleine Mann die Augen und bemerkte am Rande der Terrasse Henry; dann erhob er den Finger und machte den Marquis auf den jungen Mann aufmerksam. Der Letztere nickte mit dem Kopfe und schickte hochhaft zu den Worten, die ihm sein Gefährte zuküßte.

Die Mitteilung endete in einem doppelten Gelächter, auf das der junge Mann mit drohender Bewegung antwortete. Sein Horn zeigte die Fröhlichkeit der beiden Glenden nur noch mehr, und Perchevin rief, seinen Hut abnehmend, in ironischem Tone:  
„Grüßen Sie Herrn Cyrano.“

Dann fügte er in höflichem Tone hinzu: „Wenn Sie ihn je wiedersehen sollten.“

Fontanilles hatte die Hand auf den Arm seines Gefährten gelegt und sagte vorwärtsschreitend:  
„Was sprichst Du da?“

„Lassen Sie doch, Herr Marquis, was kann uns denn ein Junge von sechszehn Jahren schaden, und übrigens würde ich bald mit ihm fertig werden, falls es ihm in den Sinn käme, uns entgegen zu treten!“

Der Satz ging in einem letzten Dohnelächter unter, dann gab Perchevin seinem Pferde die Sporen und sprengte, von Fontanilles gefolgt, im Galopp davon. Bei den Worten, die ihm der kleine Mann zugerufen, hatte Henry einen Schrei ausgestoßen; ein plötzliches Licht war ihm aufgegangen, und er glaubte jetzt alles zu verstehen. Dieser gedankliche und gefühlvolle Gefangene war sein Vater. Ja, gewiß, ein Zweifel war nicht möglich, der gute, tapfere Cyrano war in einen Hinterhalt gefallen, und bald würde man ihn fortischleppen. Aber wohin? Das war das Geheimnis des Marquis und seines Mitschuldigen.

„Aber ich werde ihn retten“, rief das unglückliche Kind, und einen Augenblick später sah Jolivet's Frau mit Entsetzen ihren jungen Herrn aus dem Hause fliehen und nach dem Walde zu verschwinden.

## 9. Capitel.

In wilder Hast war Henry in den Wald hinein gesprengt, und aufs Geratewohl vor sich hingetritten. Eifrig lauschte er auf jedes Geräusch, doch nicht das leiseste Pferdegeräusch ließ sich vernehmen, und die beiden Banditen, die der junge Mann verfolgte, schienen auf immer im Dunkel des Waldes verschwunden zu sein. Plötzlich bemerkte er sich an die wehende Mähne seines Pferdes; er wäre bald von demselben getrennt, denn der Sattel hatte sich gedreht. Es war das erste Mal, daß ihm ein solcher Unfall passierte, und während über diese Verögerung stieg Henry vom Pferde. Während er den Sattel und das Zaumzeug wieder in Ordnung brachte, blinnte er sich um und bemerkte, daß er am Eingang einer Richtung Halt gemacht, bei der sich vier Wege trennten. Jetzt begann für ihn eine qualvolle Ungewißheit, denn nach welcher Richtung sollte er sich wenden?

In diesem Augenblick hörte er in der Ferne ein Geräusch, das von Secunde zu Secunde stärker wurde. Henry täuschte sich nicht; ein Trupp kam zu Pferde herangesprengt. Es blieb ihm nur noch ein einziger Augenblick, um sich wieder aufs Pferd zu schwingen, die Banditen anzugreifen — denn sie waren es jedenfalls, die Cyrano geraubt, — und ihnen seinen Adoptivvater zu entreißen. Er erhob das Haupt; wie die wilde Jagd kam es auf das Rondeau zu, und in der immer dichteren Dämmerung hatte der junge Mann unter den Reitern den Marquis und den kleinen schwarzen Mann erkannt.

Es war ihm, als hinge über dem Sattel des ersten ein Mann, wäh-

rend sich hinter den beiden Glenden im Halbdunkel der Dämmerung düstere Gestalten abzeichneten. Dann war alles in den finsternen Tiefen einer der Alleen verschwunden und versunken. Henry hatte sich wieder in den Sattel geschwungen und schickte sich bereits an, seinem Hofe die Sporen zu geben, als ein Reiter herangesprengt kam. Ein Weibchen ließ sich vernehmen, auf das Henry's Kopf ebenfalls mit einem Weibchen antwortete.

Nun bemerkte der junge Mann, daß das Pferd des Fremden an den beiden Hinterbeinen schwarz-weiße Flecken hatte, die sich deutlich von dem dunklen Boden abzeichneten. Er kannte das Thier, es war „Galaor“, das Pferd seines Vaters; doch „Galaor“ trug einen Söldner, der es nach Leidesträften peitschte, um schneller vorwärts zu kommen. Kein Zweifel war mehr möglich; der Mann, der über dem Sattel gelegen hatte, konnte niemand anders sein, als der unglückliche Cyrano. Der Pferdegalopp entfernte sich immer mehr, und Henry, welcher sich bittere Vorwürfe machte, so viele kostbare Minuten verloren zu haben, stürzte weiter, er galoppierte wie ein Rasender, um die Schufte wieder zu erreichen, denn selbst der letzte der Banditen hatte einen Vorsprung, den er so schnell wie möglich wieder einholen mußte. Während dieser Zeit sagte sich der junge Mann:

„Hinter dieser Entführung steckt ein Geheimnis, doch welches? Ich weiß von Jolivet, daß mein Vater nicht in ernste Ereignisse verwickelt gewesen... Sollte der alte Haß aufs Neue erwachen? Politische Geheimnisse, die man erschiden möchte?“

Die Betrachtungen Henry's wurden plötzlich unterbrochen, er hatte eben einige Schritte von sich entfernt einen galoppirenden Schatten bemerkt. Schnell zog er das Schwert, erreichte mit zwei Sähen den auf Galoer folgenden Mann und rief:  
„Jetzt zu uns beiden!“  
„Jurid!“ antwortete eine rauhe Stimme, „kurd, oder ich zerpalte dir den Schädel!“

Im Halbdunkel hatte sich eine breite Klinge erhoben, doch dieselbe sank sofort bernieder, um in den Staub des Weges zu rufen. Ueber die Brädelerei des Söldners lachend, hatte Henry ihm einen furchtbaren Hieb versetzt, und von seinem Reiter befreit, machte „Galaor“ einen bestiaen Satz und kehrte mit fröhlichem Gemüthe auf dem Weg zurück, den er eben passiert hatte. „Jetzt zu den andern!“ sagte sich der junge Mann, während er weiter sprengte. „Es sind noch sechs Mann.“ Fuhr er fort, „ich muß es also so einrichten, daß ich einen nach dem andern angreife, das wird nicht leicht sein, denn je werden jedenfalls kurz hintereinander reiten.“

Während dieser Betrachtung spornete er heftig sein Pferd an und bald konnte er im Halbdunkel einige düstere Gestalten unterscheiden.

Plötzlich rief eine Stimme: „Bist du's, Marchevannes?“

Henry begriff, daß die Frage an den gerichtet war, den er eben entwarf, doch hütelte sich wohl, ein Wort zu sprechen, während der andere fortfuhr:  
„Bist du's? antworte doch du Jolivet!“ rief der andere und ritt gleichzeitig langsamer, um den Mann zu erkennen, der hinter ihm galoppierte.

„Nein, das ist er nicht, das bin ich!“ rief Henry mit donnernder Stimme und stürzte den Söldner mit einem kräftigen Rapphieb vom Pferde. Doch in demselben Augenblick erkannte er, daß er eben eine große Unklugheit begangen. Zwei andere Reiter sprengten mit erhebendem Säbel auf ihn zu; das war der Augenblick, seine ganze Kraft und Kaltblütigkeit zu Hilfe zu rufen, und wie der Blitz wirkelte das Rappier Henry's über seinem Haupte. Es fiel nieder, und der eine der Banditen stürzte auf den Hals seines Pferdes, das wie rasend durch das Geheiß brach.

Der andere hatte ein Wuthgeheul ausgestoßen; er fuhr mit der Hand in den Gürtel, ein Blick zude auf, und Henry hörte an seinem Ohre das Zischen einer Kugel. Dann sah er im Halbdunkel sogleich ein anderes Pistol auf sich gerichtet, doch diesmal ging der Schuß nicht los, denn der Söldner fiel mit durchbohrter Brust auf die Mähne seines Pferdes nieder, das ebenfalls im Dunkel verschwand.

„Nur noch drei“, sagte sich der junge Mann, „von denen einer durch die Last, die ich ihm entreißen will, in seinen Bewegungen gehemmt ist.“

Von seinen ersten Triumpfen ermutigt, schickte er sich an, die letzten drei Gegner anzugreifen, ohne auch nur Athem zu schöpfen.

Doch von neuem entfernte sich der Galopp; die Reiter an der Spitze schienen seine Ahnung von dem Scharmügel zu haben, die sich hinter ihrem Rücken abspielten. Der junge Mann konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er an die Ueberraschung dachte, die er ihnen zu bereiten im Begriff stand. Von neuem spornete er sein Pferd an und sprengte den drei Männern nach.

Plötzlich rief wieder eine Stimme:  
„Wer ist da?“  
„Geheimniß, unterließ Henry einen

Schatten, der auf ihn zugertreten kam. Er antwortete nicht, verlangsamte aber die Gangart seines Pferdes.

„Wer ist da?“ wiederholte die Stimme, doch der Schrei ging in einem Röcheln unter, und das Kopf des jungen Mannes setzte seinen Weg fort.

Jetzt hatte Henry nur noch mit den beiden Reitern zu thun, die wie rasend an der Spitze galoppierten. Er spornete sein Pferd aufs äußerste an, doch vergeblich suchte er die fliehenden zu entdecken und zu seiner größten Verwunderung bemerkte er, daß die Entfernung zwischen ihm und den beiden Glenden die gleiche blieb. Bald aber faßte er neuen Muth, heftig bohrte er seinem Pferde die Sporen in die Seite, und weiter ging es in rasendem Galopp.

„Da sind sie, da sind sie“, brüllte er endlich, und einige Schritte von sich entfernt, sah er eine dunkle Gestalt dahinfliehen... Eine einzige... Henry hatte nur noch mit einem Reiter zu thun und, ohne sich zu fragen, was aus dem andern geworden war, stürzte er mit erhebendem Schwerte weiter. In diesem Augenblick durchdrang eine plötzliche Helle das Dunkel des Waldes; man war fast am Ende der Allee angelangt; Henry konnte die menschliche Gestalt sehen, die über dem Pferde lag und die Züge des Reiters unterscheiden.

„Sol!“ brüllte er, „jetzt zu uns beiden, Marquis!“

Doch fast sogleich stieß er einen Schrei der Wuth aus; sein Pferd wankte. Sollte er auf diese Weise den Mann verschwinden sehen, den er bestrafen und den er retten wollte?  
„Nein, nein, laudnambel nein!“ rief er und mit letzter Anstrengung rief er sein Pferd in die Höhe.

Endlich hatte er den Marquis erreicht, und plötzlich stürzten die beiden Pferde auf den Erdboden.

Henry's Rappier war roth; er hatte es vollständig in die Weichen des Pferdes gestochen, auf dem sein Feind lag... Fontanilles hatte einen Schrei blinder Wuth ausgestoßen, und sein Schwert erragte. Henry spürte keine Müdigkeit mehr, und sein Rappier fiel mit lautem Klirren auf das seines Gegners nieder. Plötzlich machte der junge Mann einen Satz nach rückwärts, ein Blätterrauschen hatte seine Aufmerksamkeit erregt; er vermutete irgend eine Verrätherie, und er täuschte sich nicht. Doch es war zu spät, er hatte eben auf dem Rücken das Gefühl einer eifigen Kälte empfunden, dem unmittelbar das einer warmen Feuchtheit folgte.

Schnell wandte er den Kopf und sah den kleinen Mann, dessen täuschende Augen im Dunkel funkelten. Es war Perchevin, in seinen Händen hielt er einen Dolch.

„Bandit!“ rief er, „du hast mich verfehlt, doch du sollst mir deine Ungeschicklichkeit theuer bezahlen!“

Fontanilles hatte diese Gelegenheit benützt, und schon freiliegte seine Klinge die des jungen Mannes; doch Henry vermied den Stoß und schlug dem Marquis mit einem wüthenden Hiebe nieder.

Endlich war er Herr des Schlachtfeldes; Cyrano war getödtet, und ohne einen Augenblick zu verlieren, stürzte der junge Mann auf den neben dem Pferde Fontanilles liegenden Körper zu.

Die erste Sorge Henry's war, den Anebel fortzunehmen, und sofort stieß der Gefangene einen Freudenschrei aus. Doch das war nicht die Stimme Cyrano's!

Henry hütelte sich über den Fremden, dann richtete er sich plötzlich auf und schrie mit unbeschreiblicher Bestürzung:  
„Der König!“

Am nächsten Tage herrschte Freude und Jubel auf der Girouviere. Nachdem er die Ergänzung seines Adoptivsohnes angeordnet, berichtete Cyrano Henry, wie ihn sein treuer Jolivet getödtet hatte.

Auch Cyrano's Diener hatte sich, von einer seltsamen Ahnung getrieben, den Ruinen der alten Abtei zugewendet und war dort, in einem Ditch verborgen, allen Uebeln der Entführung seines Herrn gefolgt.

Da ihm die Kraft mangelte, so hatte er zur List und Geduld seine Zuflucht genommen. Als die Nacht hereingebrochen war, hatte er gesehen, wie die Schurken die unterirdischen Gewölbe der Abtei verließen, war ihnen mit Wolfschritten gefolgt und hatte am Ufer der Loire das letzte Zwiegespräch Michaels und Perchevins vernommen. Er wollte seinen Herrn dem gräßlichen Tode entreißen, zu dem man ihn bestimmt hatte, hatte einen Kahn vom Ufer losgemacht und war dem arduen Boote langsam gefolgt. Plötzlich hatte er einen lauten Schrei vernommen; dann nichts weiter. Das Boot war verschwunden... Der brave Jolivet hatte seinen Augenblick länger geübert, hatte sich ins Wasser geworfen, und einige Minuten später war kein Herr geblieben!

Mit Thränen in den Augen schüttelte Henry Jolivet dankbar die Hand. Weich und noch recht schwach dankte auch Cyrano dem alten Gefährten, der ihm seine Treue aufs Neue bewiesen hatte, und was Peronella anbetraf, so konnte sie für ihren Mann nicht genug Lobsprüche finden.

## Epilog.

Seit den letzten Ereignissen war etwa ein Jahr verlossen. An einem schönen Septembertage des Jahres 1655 lag Cyrano vor der Thüre seines Hauses in einem großen Sessel ausgebreitet. Blau und abgemagert, starrte er sich an den Sonnenstrahlen zu erwärmen.

Drei Monate vorher hatte er eine Reise nach Paris unternommen und eines Tages, als er durch eine enge Straße ging, hatte ihn ein von einem Hause fallender Balken auf den Schädel getroffen, und zwar gerade an der Stelle, wo ihn die Steine der alten Abtei schon einmal verlegt hatten. Trotz der Heftigkeit der Erschütterung hatte Cyrano die Augen erhoben und ein höhnisch grinsendes Gesicht bemerkt, das nicht zu vergessen er allen Grund hatte. Der Gasconer glaubte nicht an Gespenster, und doch war dies eines, denn der Mann war Niemand anders, als Perchevin.

Cyrano hatte den ganzen Rest seiner Kraft zu Hilfe gezogen, und nachdem er den Balken für immer unschädlich gemacht, murmelte er:  
„Das soll Dein letztes Verbrechen sein!“

Dann aber hatte er schwermüthig hinzugesagt:  
„Doch ich fühle, es ist auch mein letzter Schwerstreich gewesen!“

Seitdem war er von Tag zu Tag schwächer geworden, und in dieser Stunde fühlte er sich dem Tode nahe, doch er bemühte sich, die schnellen Fortschritte des Lebens, den theuren Wesen, die in seiner Umgebuna lebten, zu verbergen.

Während er die Landschaft betrachtete, las ihm Henry seine Lieblingsbücher vor. Der junge Mann unterbrach sich nur, um einen unruhigen Blick auf seinen Adoptivvater und einen zärtlichen auf Luise zu werfen, die neben ihm lag und auf ihren Armen ein schlafendes Kind hielt, ihren Sohn, den kleinen Sabinius.

„Henry“, sagte Cyrano plötzlich mit schwacher Stimme; „entferne deine Frau unter irgend einem Vorwande auf einen Augenblick!“

Der junge Mann gehorchte, und als Cyrano mit ihm allein war, fuhr er fort:  
„Ich fühle, es geht zu Ende.“  
„Was sagen Sie da mein Vater?“  
„Ich sage, daß ich sterben werde, doch was kümmert mich mein Tod, da ich dein Glück ja auf immer gesichert weiß. Ich scheide ohne Bedauern, ohne Bewußtseinsbisse, denn ich habe nichts durch meine Handlungen, wie durch meine Schriften, für die Wahrheit und Gerechtigkeit gekämpft!“

Dann fuhr er mit großer Anstrengung fort:  
„Mein Sohn, ich habe stets nur ein Geheimniß vor dir gehabt!“  
Henry richtete sich auf:  
„Das meiner Geburt?“  
„Wie? Du wußtest?“ murmelte Cyrano schwach.

„Ja, Vater!“  
„Aber aber konnte dir sagen?“  
„Niemand, ich habe mich gewisser Umstände erinnert und errathen.“  
„Den fügte der junge Mann mit leiser Stimme hinzu:  
„Ich habe meinen Bruder, den König, gesehen, und in Amboise auch meine Mutter...“

Cyrano blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken, dann blinnte er Henry fest ins Gesicht und fragte in festem Tone:  
„Wißt Du mich in meiner letzten Stunde glücklich machen?“  
„Was befehlen Sie?“  
„Ich befehle nicht, ich bitte!“  
„Sprechen Sie!“

„Damit ich in Frieden sterben kann, schwoöre mir, daß Du das Geheimniß Deiner Geburt niemals enthüllen wirst!“  
Henry schwieg, dann erklärte er in feierlichem Tone:  
„Vater, beim Haupte meiner angebeteten Frau, bei dem Haupte des Kindes, dem wir Ihren Namen gegeben, schwöre ich Ihnen, daß Henry von Girouviere nie die Vorurtheile verassen wird, die er von Ihnen erhalten...“

„Ich werde keinen anderen Schwereiz haben, als ein Mann von Herz und Verstand zu sein; unser Geheimniß wird für immer in meinem Herzen begraben sein, das schwöre ich Ihnen!“  
„Dant!“ murmelte Cyrano, dann öffnete er ältend die Arme und rief:  
„Amarme mich, mein Sohn!“

Eine Stunde später weinten Henry und Luise an der Leiche Cyrano's. Im Winkel schluchzten Jolivet und seine Frau.

„Tobt! mein guter Herr!“ höhnte der treue Diener, dann fügte er mit thränenüberflutheten Antlitz hinzu:  
„Und er war doch ein so braver Mann!“

Henry wandte sich weinend um und versetzte mit erster Stimme:  
„Ja, er war ein braver Mann, ein großes Herz und ein großer Geist!“

## Erbauliches Afsähigkeit.

Auf einbalsamirtes Fleisch ist, das Krebs-Untersuchungsgericht bis jetzt nicht geflohen, aber aus einer unerhörten Schendian und eine unglückliche Unfähigkeit in der Krebsverwaltung. Es hat sich herausgestellt, schreibt die Chicagoer Abendpost, daß der General-Proviantmeister mehrere Millionen Pfund „eingemachten Rinderbraten“ kaufte und tausend ließ, der in Wahrheit nur ausgetödtetes Rindfleisch war und einen sehr geringen Nährwerth besaß. Dieses in Viehwärsen verpackte Fleisch sollte den Soldaten nur im Nothfalle geliefert werden, d. h. wenn sich frisches nicht zur Stelle schaffen ließ, doch bildete es thalisch in vielen Fällen wochenlang ihre einzige Nahrung. Man hatte es nämlich verabfümt, in Cuba und Porto Rico Käsekräme zu errichten, in welchen das Fleisch in den Schiffen ausgelagert werden können. Letzteres, welches auf Eis gelegen hatte, hielt sich deshalb in dem tropischen Klima höchstens noch 24

Stunden, während es 72 Stunden genießbar geblieben wäre, wenn es am Lande gleich wieder mit kalter Luft behandelt worden wäre. Eines der Transportschiffe führte den Rindbraten gleich mit, aber derselbe wurde drei Wochen lang nicht ausgeladen, weil der befehlgebende Oberst nicht dazu kommen konnte“. In einem anderen Falle wurden die auf einem Schiffe heimkehrenden Soldaten unausgeseht mit dem ausgekochten Fleisch gefüttert, während im Schiffsraum selbst hunderte von Rentnern guten frischen Fleisches dem Verderben ausgefetzt wurden. Das Viehsenfleisch wurde übrigens nicht amtlich befehligt, sondern nur nach Probe gekauft und von dem hiesigen Proviantmeister im Vertrauen auf die der Verpaduna vorausgehende Inspektion angenommen.

Somit die bis jetzt vorliegenden Zeugenaussagen erkennen lassen, ist von den Lieferanten kein Betrag verübt worden. Auch liegt keine einzige Ausfage vor, die darauf hindeutet, daß die Offiziere des Proviantamtes sich bestechen ließen. Indessen ist unter gewissen Umständen auch die Dummheit und Nachlässigkeit ein Verbrechen. Der General-Proviantmeister hatte sicherlich kein Recht, den Truppen ein Nahrungsmittel zu liefern, dessen Werth er gar nicht kannte, und seine Unterbeamten sowohl wie verschiedene höhere Feldoffiziere waren entweder richtig fähig oder nicht eifrig genug. Wie schon die erste Untersuchungs-Commission erklärte, fehlte in der Kriegsverwaltung, die umfassende Beherrschung der Sachlage“, d. h. sie war der ihr zugewiesenen Aufgabe nicht gewachsen und ließ die Dinge gehen, wie sie eben gehen wollten. Sie war gewöhnt, ein Heer von nur 27,000 Mann zu verforren und verlor den Kopf, als sie 250,000 Mann auszurüsten, kleiden, in Bewegung setzen und ernähren sollte. Dergleichen lernt sich nicht in wenigen Wochen und überfließt jedenfalls die Kräfte von Leuten, die weder ein natürliches Talent noch besondere Vorbildung besitzen.

Ein naiver Diplomat.

Der türkische Gesandte, Ali Ferrough Bey, welcher in diesem Winter seine erste offizielle Saison in Washington durchmachte, hat in den Gesellschaftsreisen für eine gewisse Anzahl von Jahren eine gewisse Bekanntheit erlangt, als ein naiver Diplomat. Er ist ein tüchtiger Diplomat, der hiesigulande übliche Abendtoilette der Damen befreundlich, und das ist mehr als einmal in seiner Unterhaltung mit den Schönheiten der hiesigen Gesellschaft zum Ausdruck gekommen. So ward er neulich einer Dame vorgestellt, welche hochmodernen, in einem tiefen ausgethimmten Pariser „Gow“ erschienen war. Der Orientale betrachtete sich die Dame mit großer Aufmerksamkeit so lange flüschweigend, daß diese höchst peinlich davon berührt wurde, und ihren Fächer schließend ausbreitete; dann sprach der Bey, auf die hinter dem Fächer verborgene tiefausgeschnittene Taille deutend: „Madame, erlaubt Ihr Gemahl dies, ohne Einpruch?“ Ein Brennen des Roth huschte über Madame's Wangen, als sie erwiderte, ihr Gatte habe nichts daran auszufehen, und während noch der Diplomat über die verschiedenen Gebräuchen verschiedener Länder moralisirte, hüpfte sie davon.

Ein anderes Mal unterwarf er eine bekannte Dame der hiesigen Gesellschaft einem Kreuzverhör. „Sie sind verheiratet?“ forschte er, was mit freundschaftlichem Lächeln bejaht wurde. „Und darf ich fragen, wie lange Sie verheiratet sind?“ „Zehn Jahre, so theilte ihm die Dame mit.“ „Wieviel Kinder haben Sie?“ lautete die nächste Frage. Die Gefragte erwiderte ein wenig verlegen, ihre Ehe sei leider kinderlos geblieben.

Der türkische Diplomat zog erstaunt die Brauen enger. „Keine Kinder?“ fragte er, „ist denn Ihr Gemahl Ihnen nicht treu?“ Die Dame entloß wie ein geschwundenes Reh, und seit der Zeit hat das schöne Gesicht eine heilige Scheu vor dem wihbegierigen Sohne des Propheten, denn diese Hiftöchen haben sich mittlerweile herumgesprochen.

Vermishtes.

Ein Mißverständnis. Telegraphenassistenten-Gattin: „Aber, Kinderchen, warum weint ihr denn?“ — Kinder: „Ach, Papa muß jetzt auf dem Antle noch das Klöppeln lernen und er kann's doch schon so gut!“

Professor Königin wird wahrscheinlich darüber höchst erstaunt sein, daß seine X-Strahlen bereits den Erfolg gehabt haben, Missethäter zu Gehänselungen zu bringen. Kürzlich betrat ein Kutscher ein Schanklokal des Passagier-Boots in Paris, verlangte ein Glas Wein und legte zur Zahlung ein Zwanzigfrancsstück auf den Schanktisch. Der Wirth ludte in einer Geldlade, um das Goldstück zu wechseln, vernahm aber, als er wieder aufblinnte, den Louisa's, und nun kam es zu einem heftigen Streit zwischen dem Schankwirth und dem Kutscher, da keiner von beiden das Goldstück an sich genommen haben wollte. Da meinte sich nun ein anderer Gast in den Streit und erklärte, ein junger Mann, der am Schanktisch stand, hätte das Goldstück genommen und verschluckt. Als der Beschuldigte lebhaft protestirte, verfiel der Wirth, ein eifriger Zei-

tungsleiter, auf den Gedanken, den jungen Mann aufzufordern, daß er ihm nach dem Polizeikommissariat folge, wo man seine Eingeweide mittelst der X-Strahlen prüfen werde. Diese Ansicht schätzte diesen demmaßen ein, daß er den Diebstahl gestand. Er wurde nach dem Polizeidepot gebracht, wo man die Rückkehr des verschluckten Goldstückes sorgfältig überwachen wird.

Briefmarkensammler haben Crempelare der neuen Post- und Telegraphenmarken (Binnenbrief) der philippinischen Republik erhalten. Die Postwerthe sind in rothem Druck sehr nett ausgeführt. Die Marke nimmt ein Dreieck mit einer Sonne ein, umgeben von einem weichen Kreis auf Schindelngrund. Das Dreieck flankiren beiderseits zwei AK (das Zeichen der geheimen Gesellschaft Katipunan, die so sehr für die Aufschüttelung des spanischen Jochs gearbeitet hat). Unter dem Dreieck steht die Wertangabe in Centimos und ein weiteres K. Oberhalb desselben liegt man den Ausdruck: Correo und am unteren Rande die Worte: Filipinas. Die Telegraphenmarke ist violett. Das Dreieck umgibt ein Ring; die symbolischen K stehen an jedem Winkel des Dreiecks. Die Umschriften sind dieselben wie bei der vorigen Marke, nur steht an Stelle von Correo das Wort Telegrafos. Die Einfassung besteht aus unregelmäßigen Kettenringen.

Kürzlich ist unter dem merkwürdigen Titel „Die Müdigkeit bei unbeladenen Wesen“ in den Vereinigten Staaten eine eigenartige Abhandlung erschienen. Es ist etwa 30 Jahre her, daß der berühmte britische Physiker Lord Kelvin, damals Sir William Thomson, feststellte, daß Metalldrähte, die gewissen Erschütterungen, z. B. durch den elektrischen Strom, unterworfen werden, sich ganz verschieden nach einer längeren Zeit der Benutzung und nach einer Ruhezeit verhalten. Dies läßt sich z. B. an Telegraphendrähten nachweisen, die nach der Sonntagsruhe am Montag für den elektrischen Strom besser leitend sind als in der Mitte der Woche. Gewährt man einem Drahte eine Ruhe von drei Wochen, so erhöht sich die Leistungsfähigkeit um 10 Prozent. Die neue amerikanische Veröffentlichung über diesen Gegenstand hüht sich auf die Ergebnisse zahlreicher Versuche, die am Franklin-Institut unternommen worden sind. Es geht daraus hervor, daß wiederholte Erschütterungen die Leistungsfähigkeit der Metalle schwächen, daß sie dieselbe aber nach einer kürzeren oder längeren Zeit der Ruhe in der früheren Höhe wieder gewinnen. In dieser Beziehung ist es in der That anständig, von einer Ermüdung der Metalle zu sprechen, die durch eine entsprechende, in gleichem Sinne etwa als „Schlaf“ zu bezeichnende Ruhezeit überwunden wird.

Eine hübsche Fremdwortgeschichte vom deutschen Kaiser wird von einem Augen- und Ohrenheugen berichtet: Vor mehreren Jahren reiste der Kaiser auf einer östlichen Eisenbahn zum Malpolder. Mitten auf der freien Strecke hielt der Zug plötzlich an. Ein Flügeladjutant des Kaisers rief dem den Zug begleitenden Oberbetriebsbeamten, der inzwischen ausgefahren und mit der Untersuchung beschäftigt war, aus der Ferne zu: „Seine Majestät wünschen zu wissen, was los ist!“ worauf dieser mit lauter Stimme im Tone dienstlicher Meldung antwortete: „Die Bremsleitung ist defect!“ „Nachdem die schadhafte Leitung in kurzer Zeit ausgebessert war, trat der Beamte an den kaiserlichen Wagen heran und meldete dem am offenen Fenster stehenden hohen Herrn, es sei nunmehr alles wieder in Ordnung und es könne weitergefahren werden. Der Kaiser nickte zustimmend und sagte dann lächelnd in launigem Tone hinzu: „Also, Ihre Bremsleitung ist wieder in defect!“

Die kleinste Gemeinde Frankreichs ist das Dorf Moreau, das nach der Volkszählung von 1896 nur 14 Einwohner zählte. Da Moreau wie jede andere Gemeinde eine selbständige Verwaltung hat, so ist namentlich die Gemeinderathswahl sehr schwierig. Der hohe Rath des Dorfes muß dorsschriftsmäßig aus zehn Mitgliedern bestehen, und selbstverständlich gehören ihm zunächst alle Wähler des Ortes an. Da ihre Zahl aber nicht zur Deckung des Bedarfs ausreicht, müssen sie sich aus Bewohnern der Umgebungen ergänzen, die in Moreau Eigenthum besitzen. Bei den letzten Gemeinderathswahlen enthielt die Liste nur drei Wähler, wovon sich indeß nur zwei an der Wahl beteiligten. Diese wählten einmüthig neun Gemeinderathsmitglieder, über das dritte konnten sie sich jedoch nicht einigen, und so fielen ihre Stimmen auf zwei verschiedene Candidaten. Da keiner von letzteren eine absolute Mehrheit erlangt hatte, war eine Stichwahl nöthig, wobei der eine Wähler glücklicherweise einen unbeschränkten Wahlzettel abgab. Der Candidat des Gegners gelangte dadurch zur vorgeschriebenen Stimmenmehrheit.

Ein Rechenexempel. Wenn Pferde in New York für „Ausdrottung“ zweide zu 25 Cent für Stück verkauft werden: wie hoch stellt sich dann das Pfund „echte Frankfurter Würste“?